

Howard Jacobson
Shylock

Howard Jacobson

Shylock

Roman

Aus dem Englischen von
Werner Löcher-Lawrence

Knaus

Die Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel »Shylock is my Name« bei Hogarth, einem Imprint der Penguin Random House Group, London

Dieser Roman ist Teil der Reihe



Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

© der Originalausgabe Howard Jacobson 2016

© der deutschsprachigen Ausgabe 2016 beim Albrecht Knaus Verlag

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: Sabine Kwauka

Umschlagmotiv: plainpicture/Julien Benhamou

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-8135-0674-7

www.knaus-verlag.de

Zum Gedenken an Wilbur Sanders

Wie es kommt, dass wir während unserer langen Freundschaft und all der Jahre, in denen wir gemeinsam Shakespeare unterrichteten, niemals den *Kaufmann von Venedig* diskutiert haben, kann ich nicht erklären, und ich bedauere tief, dass wir jetzt nicht mehr darüber reden können.

Porzia: Wer ist der Kaufmann hier, und wer der Jude?

Doge: Antonio, alter Shylock, tretet vor!

Porzia: Eu'r Nam' ist Shylock?

Shylock: Shylock ist mein Name.

Der Kaufmann von Venedig, IV Akt, 1. Szene

1

Es ist einer dieser Man-wäre-besser-tot-Tage, die man im Norden Englands im Februar erlebt. Der Raum zwischen Himmel und Erde ist kaum mehr als ein Briefkastenschlitz zusammengequetschten Lichts, der Himmel selbst abgrundtief banal. Eine Bühne, die für keine Tragödie taugt, selbst hier nicht, wo die Toten ruhen. Zwei Männer sind auf dem Friedhof, beschäftigt mit Angelegenheiten des Herzens. Sie blicken nicht auf. In diesen Regionen muss man gegen das Wetter Krieg führen, will man nicht Held einer Posse werden.

Zeichen genau dieses Kampfes sind in das Gesicht des ersten der beiden Trauernden geätzt, eines Mannes mittleren Alters und von unsicherem Verhalten. Mal geht er mit anmaßend erhobenem Kopf, dann wieder macht er sich klein, als hoffe er, unbemerkt zu bleiben. Auch sein Mund ist unruhig und irritiert den Betrachter: Umspielt gerade noch ein spöttischer Zug seine Lippen, so fallen sie im nächsten Moment sanft auseinander und wirken so verletzlich wie eine Sommerfrucht. Der Mann heißt Simon Strulovitch, er ist ein reicher, aufbrausender, leicht zu kränkender, schnell zu begeisterter und ebenso schnell ernüchterter Philanthrop mit einer angesehenen Sammlung anglo-jüdischer Kunst des zwanzigsten Jahrhunderts und alter Bibeln, mit einer Leidenschaft für Shakespeare (dessen Genialität und draufgängerisch sephardisches Aussehen, wie er einst dachte, sich nur mit den Vorfah-

ren des Dramatikers erklären ließen, die einmal Shapiro geheißenen, ihren Namen dann aber hatten ändern lassen, allerdings ist er da heute nicht mehr so sicher), mit Ehrendoktorhüten der Universitäten London, Manchester und Tel Aviv (der aus Tel Aviv ist noch etwas, bei dem er sich nicht sicher ist) und einer durchdrehenden Tochter. Er ist gekommen, um den Stein zu inspizieren, der kürzlich auf dem Grab seiner Mutter errichtet wurde, nachdem die zwölfmonatige Trauerzeit verstrichen war. Er selbst hat sie nicht gewissenhaft genug betrauert, war zu sehr damit beschäftigt, Kunst zu kaufen und auszuleihen, zu beschäftigt mit seinen Stiftungen und Schenkungen – dem »Gutmenschentum«, wie seine Mutter es mit einer Mischung aus Stolz und Besorgnis nannte (sie wollte nicht, dass er sich ruinierte, indem er sich finanziell verausgabte) –, zu beschäftigt, in seinem Kopf Rechnungen zu begleichen, zu beschäftigt mit seiner Tochter – aber er will sich bessern. Man kann jederzeit ein besserer Sohn werden.

Oder ein besserer Vater. Könnte es sein, dass er sich tatsächlich darauf vorbereitet, seine Tochter zu betrauern? Scheint in der Familie zu liegen. Sein Vater hatte ihn nur kurz betrauert. *»Für mich bist du tot!«* Und warum? Wegen der Religion seiner Braut. Wobei sein Vater kein bisschen religiös war.

»Besser, du lägest tot zu meinen Füßen ...«

Wäre das wirklich besser gewesen?

Wir bekommen nicht genug vom Sterben, denkt er, während er zwischen den verwitterten Grabsteinen hindurchwandert. Das »Wir« bezeichnet eine Vorstellung von Zugehörigkeit, der er mal zustimmt und mal nicht. Wir kommen an, froh, überlebt zu haben, tragen unsere Besitztümer an einem Stock über der Schulter und suchen gleich nach einem Ort, an dem wir die Kinder begraben können, die uns verraten.

Vielleicht fehlt dem Friedhof wegen all der Wut, die dem Begrabenen vorausgeht, der Trost der Schönheit. Während sei-

ner Studentenzeit, als es in seinem Vokabular dieses »Wir« nicht gab, schrieb Strulovitch eine Seminararbeit über Stanley Spencers *Die Auferstehung, Cookham* und bewunderte das Getümmel auf Spencers Gräbern, aus denen begieriges Leben quoll und die Toten in Eile dem zustrebten, was als Nächstes kam. Aber das hier ist kein ländlicher Kirchhof in Berkshire, sondern ein Friedhof der Messiaslosen in Gatley im Süden Manchesters, für die es kein Nächstes gibt. Hier endet alles.

Hartnäckige Schneereste bedecken die Erde und verfärben sich schmutzig schwarz, wo sie an den Granit der Gräber grenzen. Bis in den frühen Sommer hinein werden sie bleiben. Wenn der Sommer denn jemals kommt.

Der zweite Mann, der schon lange vor Strulovitch hier war und zärtlich zur Bewohnerin eines Grabes mit einem völlig abgenutzten Stein spricht, ist Shylock, ebenfalls ein wütender, wilder Jude, wobei seine Wut eher sardonisch als launenhaft ist und der Sturm sich legt, wenn er die Gesellschaft seiner tief unter dem Schnee begrabenen Frau Leah genießen kann. Er ist weniger zerrissen als Strulovitch, aber, und das vielleicht aus genau diesem Grund, weit umstrittener. Jeder hat seine eigene Meinung zu ihm. Selbst die, die ihn uneingeschränkt verachten, tun es mit einem unterschiedlichen Maß an Uneingeschränktheit. Er hat Geldsorgen, die Strulovitch nicht hat, sammelt weder Kunst noch Bibeln und findet es schwierig, wohlütig zu sein, wenn ihm gegenüber niemand wohlütig ist, was, wie mancher sagen würde, dem Wesen der Wohlütigkeit etwas nimmt. Was seine Tochter betrifft, so ist das ein schwieriges Thema: Je weniger über sie gesagt wird, desto besser.

Shylock ist kein Gelegenheitstrauernder wie Strulovitch. Er kann an nichts anderes denken. Weil er weder vergessen noch vergeben kann, gab es nie etwas anderes und wird es nie etwas anderes geben.

Strulovitch, der in seinen Überlegungen innehält, spürt Shy-

locks Gegenwart, bevor er ihn sieht. Es ist ein Schlag in den Nacken, ganz so, als wäre jemand auf dem Friedhof pietätlos genug, einen Schneeball nach ihm zu werfen.

Die Worte »Meine liebste Leah«, von Shylock wie Segnungen ins eisige Grab geschickt, erreichen Strulovitchs Ohren. Es wird hier viele Leahs geben. Strulovitchs Mutter war auch eine Leah. Aber Shylocks Leah beschwört ewiges Mitleid herauf, das Strulovitch, Lernender in Sachen ehelicher Trauer und väterlichen Zorns, erkennt. Leah, die Shylock einen Ring kaufte, Pfand ihrer Liebe. Leah, die Mutter Jessicas, die diesen Ring stahl, um einen Affen zu kaufen. Jessica, Inbegriff der Niedertracht. Nicht für einen Urwald voller Affen hätte sich Shylock von dem Ring getrennt.

Strulovitch auch nicht.

Also bedeutet dieses »Wir« doch etwas für Strulovitch. Der Glaube, den Jessica schändet, ist auch *sein* Glaube.

Jedenfalls braucht Strulovitch nicht noch mehr Erkennungsmerkmale. Da ist er nüchtern. Natürlich ist Shylock hier, unter den Toten. Wann war er es nicht?

Elf Jahre alt, frühzeitig schnurrbärtig und neunmalklug, war Strulovitch mit seiner Mutter in einem Kaufhaus, als sie Hitler ein Aftershave kaufen sah.

»Schnell, Simon!«, befahl sie ihm. »Lauf und hole einen Polizisten. Ich bleibe hier und Sorge dafür, dass er nicht entkommt.«

Aber kein Polizist wollte glauben, dass Hitler im Laden war, und am Ende entfloh er der Überwachung durch Strulovitchs Mutter.

Der junge Strulovitch hatte auch nicht geglaubt, dass Hitler im Laden war. Zu Hause machte er sich darüber lustig.

»Lass deine Mutter«, sagte sein Vater darauf. »Wenn sie Hitler gesehen hat, hat sie Hitler gesehen. Deine Tante Annie ist letztes Jahr auf dem Markt in Stockport Stalin begegnet, und als ich

so alt war wie du, habe ich Moses über den Hearton Park Lake rudern sehen.«

»Das kann nicht sein«, sagte der Sohn. »Moses hätte einfach das Wasser geteilt.«

Für die Bemerkung wurde er auf sein Zimmer geschickt.

»Es sei denn, es war Noah«, rief Simon vom Treppenabsatz nach unten.

»Und dafür«, sagte sein Vater, »wird dir das Essen gestrichen.«

Später schmuggelte seine Mutter ein Sandwich nach oben, wie es Rebekka für Jakob getan hätte.

Der ältere Strulovitch versteht die jüdische Vorstellungswelt besser, weiß, warum sie sich nicht durch Zeitenfolgen und Verortungen eingrenzen lässt und die Vergangenheit niemals der Vergangenheit anvertraut werden kann. Und warum seine Mutter wahrscheinlich Hitler gesehen hat. Er ist kein Talmudist, liest aber gelegentlich in einer in einem Kleinverlag erschienenen schmalen Anthologie eine Seite mit den besten Stellen. Der Talmud erlaubt es einem sturen Querdenker wie ihm, offen mit anderen, lange schon toten sturen Querdenkern zu debattieren.

Du denkst *was*, Rabbah bar Nachmani? Leck mich.

Also, gibt es nun ein Jenseits? Was sagst du dazu, Rabbi?

Und Strulovitch sieht, wie Rabbah bar Nachmani sein Totenhemd abschüttelt und ihm den Mittelfinger zeigt.

Vor langer Zeit ist jetzt, und anderswo ist hier.

Wie es kommt, dass Leah ausgerechnet unter den Toten von Gately begraben liegt, ist eine Frage, mit der nur ein Narr Shylocks Missfallen riskieren würde. Die Einzelheiten des Begräbnisses, das Wann und das Wo, sind ihm äußerst unwichtig. Sie liegt unter der Erde, das reicht. Als sie noch lebte, war sie für ihn überall. Tot, das hat er vor langer Zeit beschlossen, wird sie es auch sein. Den Planeten umkreisend. Eine ewige Präsenz, nie weit von ihm, wohin er seine Füße auch setzt.

Strulovitch, wach und begierig, ein kleineres Instrument, das den Ausschlägen eines größeren folgt, beobachtet, ohne dass es jemand sieht. Den ganzen Tag wird er hier stehen, wenn es sein muss. Aus Shylocks Haltung, der Art, wie er den Kopf neigt, nickt, den Blick abwendet, aber nie etwas wirklich ansieht, wie eine Schlange zur Seite blickt, kann er schließen, dass die Unterhaltung mit Leah so fesselnd wie hingebungsvoll ist, weltvergessen und nicht länger schmerzlich, sondern ein liebevolles, aber forsches, sogar sachliches Hin und Her. Shylock hört genauso lange zu, wie er spricht, wägt ihre Worte ab, obwohl er sie doch schon viele Male gehört haben muss. Er hält ein Taschenbuch in der Hand, zusammengerollt wie ein wichtiges Dokument oder das Geldbündel eines Verbrechers, öffnet es ab und zu abrupt, als wollte er eine Seite herausreißen, und liest ihr mit leiser Stimme daraus vor. Dabei hält er sich die Hand über den Mund wie jemand, der zu scheu ist, Heiterkeit zu zeigen, und ein Lachen unterdrückt. Wenn es ein Lachen ist, denkt Strulovitch, so ist es eines, das einen langen Weg zurückzulegen hat. Hirnlachen. Ein Satz Kafkas (ein weiterer unglücklicher Sohn auf diesem Schlachtfeld) kommt ihm in den Sinn: *Es ist aber nur ein Lachen, wie man es ohne Lungen hervorbringen kann.* Wie Kafkas eigenes Lachen vielleicht. Und auch meines?, fragt sich Strulovitch. Lachen, das von tief unter der Lunge kommt? Die Witze, wenn es sich denn um Witze handelt, sind höchst persönlich. Und, nur vielleicht, unziemlich.

Er ist hier so zu Hause, wie ich es nicht bin, denkt Strulovitch. Zu Hause unter den Grabsteinen. Zu Hause in einer Ehe.

Strulovitch trifft der Unterschied zwischen Shylocks und seiner Situation tief. Seine eigene Ehe-Geschichte ist dürftig. Er und seine erste Frau haben aus ihrem gemeinsamen Leben eine kleine Hölle gemacht. Lag es daran, dass sie Christin war? (*»Gai in drerd!«*, sagte sein Vater, als er erfuhr, dass sein Sohn eine Ungläubige heiraten wollte. *»Zur Hölle mit dir!«* Nicht einfach nur

zur Hölle, sondern in die feurigste, nämlich in die für die außerhalb des Glaubens Heiratenden. Und am Abend vor der Hochzeit hinterließ er eine noch eindeutigeren Nachricht auf dem Anrufbeantworter: »Für mich bist du tot.«) Strulovitchs zweite Frau war eine Tochter Abrahams, weshalb sein Vater seinen Fluch zurücknahm und ihn am Telefon einen Lazarus nannte. Die Ehe fand jedoch ein so plötzliches wie betäubendes Ende (eine Aussetzung aller Gefühle ähnlich dem Warten auf Nachrichten, von denen man hofft, dass sie nie kommen), als seine Frau am vierzehnten Geburtstag seiner Tochter einen Schlaganfall erlitt und den Großteil ihrer Sprache und ihres Gedächtnisses verlor, was zur Folge hatte, dass er das eheliche Zimmer in seinem Herzen verschloss.

Die Ehe! Entweder verlierst du deinen Vater oder deine Frau.

Selbstmitleid ist ihm nicht fremd. Leah ist für Shylock lebendiger als die arme Kay für mich, denkt er und spürt zum ersten Mal an diesem Tag die Kälte.

Ihm fällt Shylocks muskulöser Nacken auf, was ihn an eine Figur in einem seiner Lieblings-Comics von früher erinnert, einen Boxer, oder war es ein Ringer?, der immer mit Wellenlinien um den Körper gezeichnet wurde, um ein Kraftfeld anzuzeigen. Wie würde ich gezeichnet?, fragt sich Strulovitch. Was könnte symbolisieren, was ich empfinde?

»Stell dir vor«, sagt Shylock zu Leah.

»Was soll ich mir vorstellen, Liebster?«

»Neid auf Shylock.«

Sie hat ein entzückendes Lachen.

Shylock trägt einen langen schwarzen Mantel, dessen Saum er offensichtlich besorgt aus dem Schnee zu halten versucht. Vorgebeugt, aber nicht so weit, dass er den Mantel verknittert, sitzt er auf einem zusammenklappbaren Hocker, wie ihn Opernliebhaber aus den Grafschaften um London gern mit nach

Glyndebourne bringen. Strulovitch weiß nicht recht, was sein Hut zu bedeuten hat. Fragte er, würde Shylock ihm antworten, dass es ihm darum gehe, seinen Kopf warm zu halten. Aber es ist eine Fedora, das Zeichen eines Mannes, der sich seiner Erscheinung bewusst ist. Der Hut eines Dandys, getragen mit einer Andeutung heiterer Bedrohlichkeit, die vom Fehlen jeder Art von Heiterkeit in Shylocks Ausdruck Lügen gestraft wird.

Strulovitchs Kleidung ist bescheidener, sein Kunstsammler-Mantel fließt wie ein Chorhemd an ihm herab, das schneeweiße Hemd ist bis oben zugeknöpft, aber ohne Krawatte, ganz im Stil der Frührenaissance, jedoch zeitgenössisch. Shylock mit seiner Miene gefährlicher Unfreundlichkeit ist weniger vergeistigt und könnte als Banker oder Anwalt durchgehen. Oder, nur vielleicht, ein Pate sein.

Strulovitch ist froh, dass er gekommen ist, den sterblichen Überresten seiner Mutter Respekt zu erweisen, und fragt sich, ob die miterlebte Unterhaltung seine Belohnung ist. Ist es das, was man dafür bekommt, ein guter Sohn zu sein? In dem Fall hätte er es schon früher probieren sollen. Oder gibt es eine andere Erklärung? Sieht man nur, wofür man bereit ist? Dann hat es keinen Sinn, auf die Suche zu gehen, dann sollte man die Dinge auf sich zukommen lassen. Er erwägt kurz den Gedanken, ob Shakespeare, dessen Vorfahren vielleicht (um nichts Falsches zu behaupten) noch Shapiro hießen, Shylock erlauben könnte, ihm zu erscheinen. Auf dem Heimweg vom Theater, Geister sehend und sich Notizen machend, lässt er gerade lang genug den Blick schweifen, um Antonio zu sehen, der auf diese verabscheuungswürdige Kreatur spuckt, einen Juden.

»Wie das! Ein Jude! Bist du das, Vetter?«, fragt Shakespeare.

Wir befinden uns im *judenfreien* elisabethanischen England. Daher die Überraschung.

»Schschsch«, sagt der Jude.

»Shylock!«, ruft Shakespeare unbekümmert. »Wenn das nicht mein Vetter Shylock ist, bin ich ein Christ!«

Shapiro, Shakespeare, Shylock. Gleiche Anfangslaute, eine Familie.

Strulovitch ist traurig, er fühlt sich ausgeschlossen. Was für eine Schande, dass sein Name nicht mit einem *Sh* beginnt.

Für Strulovitch ist es offensichtlich, dass es um Empfänglichkeit geht, die Suchenden aber auf vergeblichen Pfaden wandeln. Er kennt einen malerischen jüdischen Friedhof am Lido di Venezia, einst verkommen, nun aber im Rahmen des neuen europäischen Geistes der Wiedergutmachung frisch hergerichtet, einen zypressenbewachten Ort melancholischer Düsternis und plötzlicher greller Lichtstrahlen, zu dem einer seiner Bekannten, ein fieberhafter Berichtiger des Unrechts, zahllose Pilgerfahrten unternommen hat, sicher, dort Shylock zu finden, da der sich ja nicht mal tot unter die Eiscreme leckenden Touristen im Getto Venedigs mischen würde. Shylock, der gebrochen, verbittert zwischen den verfallenden Grabsteinen umherglitt und das Gebet für seine Toten murmelte. Aber er hatte kein Glück. Der große deutsche Dichter Heine, ein Mann, der ebenso unwillig wie Strulovitch war, das »Wir« zu benutzen, es am nächsten Tag aber schon genauso heftig liebte, hatte sich auf eine ähnlich sentimentale »Traumjagd« begeben, ebenfalls ohne Erfolg.

Aber die Shylock-Jagd (mit so viel Ungelöstem und noch Einzulösendem) hört niemals auf. Simon Strulovitchs zitternde, judenverrückte christliche Frau Ophelia-Jane sah ihn, wie er die Stufen der Rialto-Brücke hinunterhumpelte, am Arm eine falsche Louis-Vuitton-Tasche voller falscher Dunhill-Uhren. Es war während ihrer Hochzeitsreise, sie saßen beim Essen am Canale Grande, und Ophelia-Jane wollte etwas Jüdisch-Nettes für ihren frisch Angetrauten tun. (Er hatte ihr nicht gesagt, dass sein Vater ihn am Vorabend ihrer Hochzeit verbal begrä-

ben hatte. Nie würde er ihr das sagen.) »Sieh nur, sieh«, sagte sie und zog an seinem Ärmel, was ihn ärgerte, ging er doch geradezu verschwenderisch sorgsam mit seiner Kleidung um. Was der Grund gewesen sein mag, dass er eine Ewigkeit brauchte, um der Richtung ihres Fingers zu folgen, und als er es endlich tat, war von Shylock nichts mehr zu sehen.

In der Hoffnung, dass er sich ein weiteres Mal zeigte, zog Ophelia-Jane ihren Mann nun allabendlich dorthin. »*Oy gevalto*, wir sind schon wieder an der Rialto«, beschwerte er sich schließlich. Woraufhin sie das Gesicht in den Händen vergrub. Undankbar und kindisch erschien er ihr. Bereits nach fünf Tagen Ehe hasste sie seine volkstümelnden jiddischen Ausdrücke. Sie passten nicht zu der Größe, die sie sich für sie beide vorstellte. Venedig war ihre Idee gewesen. Um ihn neu mit seinem Judentum zu verbinden. Genauso gut hätte sie Cordoba vorschlagen können. Sie hatte ihn geheiratet, um sich der tragischen Erfahrung der Hebräer anzunähern, der Drangsal einer vornehmen Ladino-Rasse, und alles, was er tat, war, sie mit einem ordinären »*oy gevalto*« in ein schlecht riechendes, balto-slawisches, mit kartoffelgesichtigen, schulterzuckenden Trotteln bevölkertes Schtetl zu katapultieren.

Sie dachte, ihr Herz müsse stehen bleiben. »Sag mir, dass ich keinen jüdischen Spaßvogel geheiratet habe«, bettelte sie ihn auf dem Rückweg zum Hotel an. Er konnte fühlen, wie sie an seiner Seite erbebt, ein Windjammer mit fünf Masten. »Sag mir, dass du kein Witzbold bist.«

Sie hatten den Campo Santa Maria Formosa erreicht, als er innehielt und sie an sich zog. Er hätte ihr erklären können, dass man 1492 mit dem Bau der Kirche begonnen hatte, in dem Jahr, da die Juden aus Spanien vertrieben worden waren. Küsst mich, um das Unrecht wiedergutzumachen, hätte er sagen können. Küsst mich, um mir zu zeigen, dass es dir leidtut. Und das hätte sie getan, hätte sich vorgestellt, wie er Toledo mit seiner

Gefolgschaft verlassen und ein letztes Mal in der Ibn-Shoshan-Synagoge gebetet hatte, aufrecht und nicht bereit, seinem Glauben abzuschwören. Ja, sie hätte einen Lippenstift-Stern auf die edle, verfolgte Stirn ihres schwarzbärtigen Hidalgo-Mannes gedrückt. »Geh hin, mein Herr und Gebieter, sei tapfer. Möge der Gott Abrahams und Moses' mit dir sein. Ich werde dir bald schon mit den Kindern folgen.« Aber er sagte nichts dergleichen und verwehrte ihr diese Gelegenheit. Stattdessen gab er aggressiv den Narren, blies Hering, Knödel und Borschtsch in ihr ängstliches kleines Gesicht, den Fatalismus der vom Licht des Lernens unberührten Dörfer und altbackenen Aberglauben von Einfaltspinseln namens Moische und Mendel. »Chaim Jankel, Bandlverkäufer«, sagte er und wusste, wie wenig sie ein solcher Name amüsieren würde, »beschwert sich beim Einkäufer von Harrods, dass der nie auch nur ein einziges Band von ihm kauft. ›Schon gut, schon gut, sagt der Einkäufer, ›schicke mir so viel Band, dass es von deiner Nase bis zur Penisspitze reicht.‹ Vierzehn Tage später kommen tausend Kisten Band bei Harrods an. ›Was zum Teufel soll das?‹, schreit der Einkäufer Chaim Jankel durchs Telefon an. ›Ich sagte Band, das von der Nase bis zu deiner Penisspitze reicht, und du schickst mir tausend Kilometer.‹ ›Die Spitze meines Penis, sagt Chaim Jankel, ›liegt in Polen.«

Sie starrte ihn voller ungläubigem Entsetzen an. Sie war kleiner als er, zart gebaut, mit erlesenen, fast jungenhaften Zügen. Ihre Augen, vielleicht etwas zu groß für ihr Gesicht, waren schattige Seen verletzter Verblüfftheit. Wer immer tief in sie hineinsähe, dachte er, müsste denken, dass ich ihr vom Tod eines nahestehenden Menschen berichtet habe.

»Siehst du«, sagte er einlenkend, »du hast nichts zu befürchten. Ich bin nicht witzig.«

»Genug«, bettelte sie.

»Genug von Polen?«

»Hör mir von Polen auf!«

»Mein Volk, Ophelia ...«

»Deine Leute kommen aus Manchester. Ist das nicht schlimm genug?«

»Der Witz würde nicht funktionieren, wenn ich Polen durch Manchester ersetzte.«

»Der Witz funktioniert auch so nicht. Keiner deiner Witze funktioniert.«

»Was ist mit dem, wo der Doktor zu Moïshe Greenberg sagt, er soll mit dem Onanieren aufhören?«

Der Campo Santa Maria Formosa musste schon viele Seufzer gehört haben, aber sicher keinen so schmerzlichen wie den von Ophelia-Jane. »Ich bitte dich«, sagte sie und brach fast zusammen. »Auf Knien bitte ich dich, flehe dich an: keine Witze mehr über dein *Ding*.«

Sie schüttelte das Wort von sich, als wäre es der aufdringliche Annäherungsversuch eines übel riechenden Fremden.

»*Ein närrisch Ding allein zum Spiel*«, war alles, was ihm dazu einfallen wollte.

»Dann ist es Zeit, dass du aufhörst, damit zu spielen.«

Strulovitch hielt ihr die Hände hin.

»Im metaphorischen Sinn, Simon!«

Sie wollte losheulen.

Er auch.

Sie verleumdete ihn. Er und spielen? Wie konnte sie immer noch nicht wissen, dass er nichts Spielerisches in sich trug?

Und sein *Ding* ... Warum nannte sie es so?

Und das in ihren Flitterwochen, was es noch schlimmer machte.

Es war eine Stätte der Trauer, kein Ding. Zum Objekt zahlloser komischer Geschichten geworden, weil es ganz und gar nichts Komisches hatte. Er zitierte Beaumarchais für sie: »*Ich beeile mich, über alles zu lachen, um nicht gezwungen zu sein, darüber zu weinen.*«

»Du? Weinen? Wann hast du zum letzten Mal geweint?«

»Ich weine jetzt. Juden scherzen, Ophelia-Jane, weil ihnen nicht zum Lachen zumute ist.«

»Dann gäbe ich eine gute Jüdin ab«, sagte sie, »denn so geht's mir auch.«

Wenn Mütter sehen, was ihren kleinen Jungen angetan wurde, wird ihnen die Milch in den Brüsten sauer. Das wurde dem jungen, durch die Weltreligionen kreuzenden Strulovitch auf einer Gartenparty des Urugroßneffen von Cardinal Newman in Oxford eröffnet. Seine Informantin war eine Psychologin namens Eugenia Carloff, eine Bahai, die sich auf das familiäre Beschneidungstrauma spezialisiert hatte.

»Allen Müttern?«, fragte er.

Einer ausreichenden Anzahl Mütter Ihres Glaubens, sagte sie, um zu erklären, warum jüdische Mütter ihre Söhne verhättseln. So sühnen sie eine doppelte Schuld: Sie haben erlaubt, dass Blut vergossen wurde, und ihre Milch zurückgehalten.

»Ihre Milch zurückgehalten? Machen Sie Witze?«

Strulovitch war sicher, gestillt worden zu sein. Manchmal hat er das Gefühl, er wird es immer noch.

»Alle Männer Ihres Glaubens denken, überreichlich gesäugt worden zu sein«, erklärte ihm Eugenia Carloff.

»Wollen Sie behaupten, das stimmt nicht?«

Sie musterte ihn von Kopf bis Fuß. »Sicher kann ich es nicht sagen, aber meine Vermutung ist, nein, Sie wurden nicht gestillt.«

»Wirke ich unterernährt?«

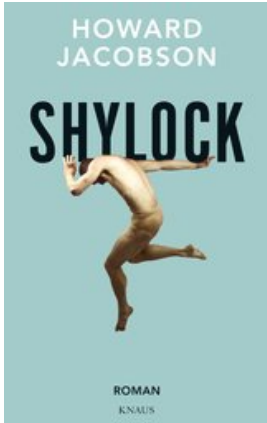
»Kaum.«

»Als hätte man mir etwas vorenthalten?«

»Nicht vorenthalten. Verweigert.«

»Das war mein Vater.«

»Ah«, sagte Eugenia Carloff und tippte sich an die Nase, »es ist unglaublich, was die Scharfrichter, die wir Väter nennen,



Howard Jacobson

Shylock

Roman

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 288 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-8135-0674-7

Knaus

Erscheinungstermin: April 2016

Von rebellischen Töchtern und verblendeten Vätern

Der reiche Kunstsammler Simon Strulovitch aus Manchester hat Sorgen: Seine aufmüpfige Tochter Beatrice ist in die Kreise der leichtlebigen Erbin Plurabelle und ihres persönlichen Assistenten D'Anton geraten. Nicht der richtige Umgang für ein jüdisches Mädchen, klagt Strulovitch seinem Zufallsbekannten Shylock. Dieser rät zur Zurückhaltung. Doch als Beatrice sich auch noch mit dem Fußball-Beau und Unterwäsche-Modell Howsome einlässt, sieht ihr Vater rot. Er verlangt, dass der junge Mann zum Judentum konvertiert. Mit Hilfe einer kleinen Operation ließe sich heute manches arrangieren. Aber das Leben hält nicht nur für Strulovitch ein paar Lektionen bereit.

Howard Jacobson fragt in diesem tiefsinnigen, gleichzeitig amüsanten und stellenweise irrwitzigen Roman: Was macht einen Mensch zum Juden? Und was heißt es, Jude zu sein in einer säkularen Welt? – Ein höchst burlesker Umgang mit dem vermeintlichen Antisemitismus des umstrittensten Dramas von Shakespeare.



[Der Titel im Katalog](#)